

Bergland [Schluss]

Autor(en): **Graber, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Dorf

Du graues Dorf im grünen Tal,
 Von ferne spür ich deinen Frieden.
 Du warest schön und wurdest schal,
 Du graues Dorf im grünen Tal:
 Die Alpenmatte, Kühl und Kahl,
 Hat mir dein edles Bild beschieden.
 Du graues Dorf im grünen Tal,
 Von ferne spür ich deinen Frieden.

Morgen

Blaumeißer Himmel, Morgenrot
 Und Jubel jauchzt auf Grat und Zinnen.
 Golden in Lüften zieht ein Boot —
 Blaumeißer Himmel, Morgenrot!
 In steiler Spalte liegt der Tod
 Und lacht in seine kühlen Linnen.
 Blaumeißer Himmel, Morgenrot
 Und Jubel jauchzt auf Grat und Zinnen.

Dahem

Hoch über Tal und Tannen steigt und steigt
 Das selig blaue Zelt. Du bist zu Haus.
 Siehst du den weißen Boten, der sich neigt,
 Hoch über Tal und Tannen steigt und steigt
 Und hebt die Hand und senkt das Haupt und geigt
 Sein Lied und zieht dich mit, weit weltenaus?
 Hoch über Tal und Tannen steigt und steigt
 Das seligblaue Zelt. Du bist zu Haus.

Bergland.

Stimmungsbilder aus meinem Bergsteigertagebuch.

Von Alfred Graber, Zürich.

(Schluß).

Das Kreuz am Wege.

Irgendwo in den Boralpen fand ich in einem fernen Frühling ein wunderherrliches Tal. Ein schlängelnder Pfad führt hindurch zwischen Buchen und Tannen empor zu bescheidener Höhe. Mit der sinkenden Sonne war ich damals oft mühelos hinaufgewandert. Zuoberst auf dem kleinen Pafsattel stand ein Kreuz am Wege, daneben eine Bank. Dort bin ich lange gesessen und habe in den Frieden

von Wiesen und Wäldern geschaut. Zuweilen auch spiegelte mir vom purpur-erleuchteten Westen her, über bescheidene, mit Tannen bedeckte Vorberge hinweg, ein Berggipfel sein letztes Licht ins Gesicht.

Wie gerne saß ich dort!

Ich sah den aufsteigenden Rauch aus traulichen Hüttchen. Ich hörte fernes Kindergejubil. Aber nichts vermochte die seltsame Ruhe zu stören. All dies erhöhte sie nur.

Und das Kreuz, das fröhliche Jubeln, das Leuchten der Berge, ließen mich vom Glück des Leben träumen. Damals glaubte ich, es erreicht zu haben, als ich so einsame Wege mir suchte . . .

Nie mehr war ich dort seit jenen Tagen, und ich weiß nicht, ob ich je wieder von jener Höhe ins stille Hochtal hinabbliden kann.

Doch oft bin ich am Abend in Gedanken den stillen Pfad zum verlassenen Kreuze auf der Paghöhe geschritten.

Und sehe ich mich auf dem Wege wandern, und schaue ich mein harmonisches, friedliches Landschaftsbild, so ist die Welt um mich vergessen. Würde jetzt einer mir fluchen, ich würde lächeln . . . Flutet denn nicht eben ein letzter Glanz der leuchtenden Firne über das Angesicht des Erlösers hin, dort oben am Kreuze?

Menschen.

Menschen... Der eine schreitet hart und ruhig über weite Strecken ewigen Schnees und Eises, ohne ein Ende abzusehen. Doch er kennt sein Ziel.

Wohl hört er von ferner Alp Herdenglockengeläute zu sich empordringen auf seinem oft schweren Pfade. Sie erinnern ihn an die Tiefe, der er jetzt entsteigt und er vereint sie mit der Weihe der Stunde. Er blickt zurück auf die Vergangenheit mit Schmerz und Lust und gedenkt ruhig der Zukunft.

Der andere stürzt sich in das Gewühl des Lebens, kostet das wilde Vergnügen und sieht keinen Sinn im Dasein. Zuweilen nur, jäh aus dem Abgrund gerissen, starrt er in das Gewühl seiner wertlosen Taten, um gleich wieder von neuem unrettbar zu versinken. In seiner Seele aber zittert etwas, das von Höherm weiß, und das er tötet.

Aber es gibt auch solche, die einen Weg kennen, der von der sternlosen, staubigen Straße ins Stille emporführt durch Fels und Dorn und Schnee zu göttlicher Höhe. Sie sind schon oft auf ihm gewandert. Aber nicht selten irrten sie und stürzten und wissen nicht, ob sie je zu einem ersehnten Ziele gelangen.

Piz Jut.

In interessanter und bunter Kletterei hatten wir die Cima di Fornei traversiert

und lagerten uns nun auf dem harmlosen Firngipfel des Piz Jut inmitten der herrlichen Rheinwaldberge.

Leise schleicht der Frieden der Gipfel über uns hin und nimmt uns in seine Arme. Jeder träumt im Geröll ausgestreckt vor sich hin und läßt unter dem Hutrande durch all die fernen und nahen Gipfel an seinem Auge vorbeiziehen. Spätnachmittag! Schon breitet sich eine unfaßbare, milde Abendstimmung, die herrlichste aller Stunden, die ich auf hohen Bergen kenne, über die Firne aus. Was bedeutet gegen diese alles veröhnenden Töne in der Landschaft selbst ein siegreiches Kommen eines jungen Morgens mit den Feuergarben der ersten Sonnenstrahlen? Geschwächt sind die Kontraste gegenüber dem grellen Licht des Mittags. Machtvoll frißt der Abend bläuliche Schatten in mattgoldenweiße Firnfelder.

Es ist die Stunde, da die blaue Sehnsucht über alle Gipfel hinweg möchte eilen, einem fernen, fremden und doch so bekannten Ziele zu. Das ist das Geheimnis alles Wanderns, das uns von einem Ziel zum andern treibt, uns nie ein Ziel — Ziel sein läßt. Und doch trägt eine jede solche Stunde eine Erfüllung in sich!

Norden und Osten sind uns verhüllt; aus dem Brodem nur ragt machtvoll der Tödi. Blicke ich gegen Süden, so vermag mich das Rheinwaldhorn zu fesseln und das Grauhorn. Dann aber gleitet das Auge über die weiten Firnfelder hinweg in die blaue dunstige Abendferne der Tessiner Waldberge. Dort muß der Monte San Salvatore, dort der Generoso sein! Oder meine ich es nur? Doch das ist gleich. Wenn ich ja nur glaube, diese Berge zu sehen!

Ein seltsamer Wunsch nach blauen Seen, weißen Dörfern macht sich in mir breit; aber ich möchte über diese Bilder hinwegschweben und mich nicht zu ihnen hinabsenken, sondern weitergleiten, immer weiter! Wie mich jene blauen Berge locken, als ob es hier nicht viel, viel schöner wäre als dort unten, auf jenen waldigen Hügeln. Gewiß würde mein Blick von dort in sehnsuchtsverzehrender Qual an diesen weißen Firnen hängen. Begreifst du diesen Wechsel? Er ist das Leben. Uns

schwebt immer das noch Unerreichte vor und läßt das Erlangte geringer erscheinen.

Dabei will ich diesem Berge kein Unrecht tun. Er hat meine Hoffnungen übertroffen, und die Stunde, die ich auf seinem Gipfel verlebte, gehört zu den leuchtenden meines Wanderns.

Blicke ich gegen Westen, so sehe ich ja höchsten Wunsches Erfüllung. Um die vielen Silberkronen des gezackten Monte Rosa spielt das helle Sonnenleuchten. Das Rimpfischhorn wirft den schwarzen Schatten seiner Wand auf die weißen Gletscher zu seinen Füßen. Die Walliser Berge locken; alle sind groß in Form und Gestalt. Alles andere muß sich beugen und wird vergessen.

Denn dort bei den stolzesten Bergen meiner Heimat singt der jubelnde Geist des Schöpfers das hohe Lied seiner Berge.

Heimatberge.

In dem weiten Kreise der Berge, die du kennst, gibt es gewiß ein Lieblingsgebiet, zu dem du stets wieder zurückkehrst. Das dir zuerst in den Sinn kommt, wenn du von den Bergen sprichst. Das dir Heimat ist. Oft mag es auch ein erst ersehntes Land von Gipfeln sein.

Die einen rühmen die Walliser Riesen, die weiten, ewigen Firnfelder der Bernina, andere die Urgesteinsnadeln des Montblanc oder die Dolomiten. Das ist es alles nicht, woran ich denke. Meine Heimatberge sind die Urner Alpen und im besondern mein Eglital. Stets wieder steige ich zu jenen Höhen. Und immer wieder zeigen sie mir Neues, sei es nun im strahlenden Sonnenschein oder im schneidenden Schneesturm. Das ist ganz gleich. Schweigende, drohende Felsstürme wie weiße, heitere Firnberge umstehen das kleine Hüttchen des Alpenklubs.

Da steige ich an den Schneehängen des Piz Giuf und des Oberalpstocks empor, oder ich kletterte durch die Wände des Sonneg Michels und auf den Graten des Ruchens... Und immer ist es Heimat... Mir, dir vielleicht nicht! Das ist auch gar nicht nötig; denn jeder hat seine eigenen Orte, wohin es ihn stets wieder zieht.

Und alle Berge sind ja schön, weit über die Grenzen der Heimat hinaus. Darum möchte ich gerne in fernen Ländern und

fernen Gebirgen wandern, um alles zu vergessen, was hinter mir liegt, und ein neues, ungeahntes Glück zu finden irgendwo, weit, weit...

Und doch! In meinen Träumen suche ich immer noch nach dem formvollendetsten Ideale eines Sehnsuchts Gipfels, den ich noch niemals fand.

Sonnig Michel.

Sonnig Michel! Hinter seinen wildzerrissenen, gezackten Kämmen stiegen weiße, satte Kumuluswolken empor; unter ihnen ballten sich gegen die Pörtlilücke hin schwarze Wetterwolken. Düstere Nachmittagsgewitterstimmung. Unschuldig aussehende Vorbotenwölklein formten sich hauschig und leuchtend weiß um die schwarzen Zähne, als wollten sie deren phantastische Formen mildern.

Stolz und finster, unnahbar warfen des Berges gewaltige Wände ihren Schatten auf die Bergerde. Steile, steinschlagdurchfurchte Schneecouloirs durchrissen seine Flanken. Kühn ragte das markante Felshorn des Nordgrates auf. Ob ihm stürmte der Grat nach kleiner Senkung jäh zum langgratig gezackten Nordgipfel und nach tiefer Felsenscharte zur höchsten, finstern Südspitze. Wie Recken aus grauer Vorzeit lehnten die Türme Schulter an Schulter, bereit zu vernichtendem Kampf. Und der Zacken auf den Kämmen schien kein Ende.

Im Süden bildete des Piz Giufs reines Schneediadem einen wohlthuenden Kontrast zu den eben geschauten wilden Formen der Michelfelsen. Herrlich war es zu sehen, wie die Abend Schatten immer länger wurden und die blauweißen, makellosen Firnflächen unter dem scheidenden Lichte mild erglänzten. Wäre es nicht eines höchsten Wunsches Erfüllung, durch den blauschattigen Schnee zum Gipfel zu wandern und dort oben den letzten Sonnenstrahl vor der finstern Nacht zu empfangen?

Doch, warum konnte sich mein Blick nicht an jenem weißen Berge festhalten? Warum kehrte er stets zu den Felsbastionen des Sonneg Michels zurück? Dort lag das Finstere, Drohende; dort war die Lockung — der Dämon. Wie ich die Felsenspitze in jener Abendstunde sah,

da wußte ich, dorthin mußt du! Nur dieser Berg kann dir jetzt eine greifbare Erfüllung bieten.

Schon am nächsten Tage stiegen wir hin. Geschlagen! Und nochmals und nochmals waren wir erfolglos. Das letzte Mal kamen wir bis achtzig Meter unter den Gipfel. Der reichliche Schnee des Vorsommers setzte unsern Bemühungen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Es waren Stunden voll Kämpfens und Bangens um den Erfolg. Und wenn wir damals unser Ziel nicht erreicht hatten, so waren doch die Tage, die wir an dem Berge zubrachten, ein einziges, großes Erlebnis.

So kam schließlich im Spätsommer der leuchtende Morgen unseres Sieges. Wir erstiegen den Nordgipfel über die Südostwand und den gezackten Grat. Ein wenig enttäuscht waren wir insofern, als wir größere Schwierigkeiten erwarteten, am Maßstabe der frühsummerlichen Verhältnisse gerechnet. Aber die höchste Südspitze versagte uns der Berg. Vor einem drohenden Gewitter mußten wir fliehen. Als wir uns dann drunten am Spielauisee in weichem Grase zu langer Raft niederließen, grüßte der Himmel wieder wolkenlos zu uns herab. Letzte Sonnenstrahlen trafen die höchsten Grattürme, und die finstern Wände waren voll Unnahbarkeit. So wurden wir um die höchste Spitze gebracht. Nun bleiben auch an diesem Berg der Sehnsucht neue Räume offen. Und nirgends liegt ja die Erfüllung ganz. Die erwanderten Berge sind nur die Meilensteine unseres Lebens.

Eine starre, einsame Form hat der Sonneg Wichel. Darum liebe ich ihn. Seit Jahren hat mein Sehnen auf ihn gewartet; kaum wagte ich schon recht an eine Erfüllung zu denken, so war sie auch schon da ... Vorbei ist jetzt der Tag, da mein Fuß seinen Gipfel betrat. Er versank, er ist Vergangenheit. Viele Geheimnisse des Berges kenne ich jetzt. Ich suche neue Spitzen. Doch, ich will wiederkehren. Noch bleibt mir ja in jenen Felsengraten Arbeit genug übrig ...

Und an Orte, in denen man Stunden größter Weihe und innern Wertes erlebt hat, kehrt man stets gerne wieder zurück.

Wichelschneen.

Des Sonneg Wichels trogige Kinder! Wenn sie auch viel kleiner sind, die fünf wilden Zackengipfel, so sind sie nicht minder drohend mit ihren Plattenwänden.

Auch sie überstieg ich, wenigstens drei davon. Es war ein nebliger, trostloser Tag. Unwirklich tauchte Gipfel um Gipfel vor mir aus schleiernden Wolken auf. Unersteiglich sahen sie aus, fremden Götterburgen gleich. Sollte ich vor ihnen Halt machen, um ihre Rätsel zu bewundern? Nein, ich wollte sie kennen.

Ich drang ein, und die Wände gliederten sich, ich stieg auf und nieder, und die Grate waren gangbar. Es war eine herrliche Kletterei über die Zacken und Scharten, und gespenstisch enthüllte sich stets ein neuer Gipfel von dem eben erklimmenen aus. Epp, der Hüttenwart der Eklhütte, führte die Tour mit mir aus. Nachdem die letzte Spitze überquert war, verließ er mich, um, hoch oben am Schattig Wichel, Strahlen zu suchen.

Ich stieg vorsichtig durch brüchige Felsen auf den Spiellauifirn ab. Als letzten Gruß sandten mir die Reden einen Stein nach. Er traf nicht. Unterm Sonneg Wichel vorbei wanderte ich. In seine Wände hatten sich die Nebel fest eingefressen, und seine Couloirs verloren sich in unsichtbare Höhen.

Es begann beharrlich zu regnen, und ich wurde tüchtig naß, bis ich die Hütte erreicht hatte.

Eine herrliche Zackenreihe, vor der ich einst bewundernd stand, hatte ihre Rätsel für mich verloren. Aber, war es nicht schöner vorher, als ich noch andächtig aufblicken konnte zu den finstern Türmen, wenn sie unersteiglich, für mich ewig unerreichbar schienen, und ihre Silhouetten sich schwarz in den goldenen Abendhimmel zeichneten?

Bergherbstabend.

Wir wandern nachdenklich einen stillen Pfad hinunter auf der langsam dunkelnden Erde. Schwarzgrau ist der Himmel. Nur im äußersten Norden segeln einzelne leichte Wölklein in einem dünnen, blauen Streifen. Die Berge scheinen unter der Last des dunkeln Gewölkes seltsam klein und der Erde näher. Grell

drängen sich weiße Schneefelder aus grauen Moränen und lassen die Felsgrate nachtschwarz erscheinen. Dürres, gelbes Gras raschelt im Winde. Vom nächtigen Talboden herauf rauscht ein Bach. Hoch an den Gipfeln nur lagert ein wenig Neuschnee; sonst ist alles seltsam matt, in eine tötende, kalte Ruhe gehüllt. Ein Grauen legt sich ernst auf die Berge, auf uns. Vorhin noch sprachen wir von hohen Dingen, von Gott und Religion; aber jetzt bleiben wir stehen, wollen die Predigt dieser Stunde erlauschen und starren in qualvoller Spannung, über unsere Pükel gebeugt, in den düstern Abend hinaus. Es sieht aus, wie wenn eine ungeheuerliche Vision erstehen müßte, um plötzlich alle Erdenchleier vor uns niederzureißen. Das Zeit- und Raumlose der Minuten lastet auf uns schwer wie die schwarzen Wolken.

Wir lauschen ... bis die Nacht herankommt und stumm der schweigenden Erde die Ewigkeit bringt. Die Umrisse von Bergen und Tälern aber verschlingt gemacht das gierige Dunkel, alles deckend, alles Harte und Ungeheuerliche verwischend. Glückselige Nacht!

Immaculata.

Ich wandere über Gras und Geröll, über weite, spaltenlose Firnfelder auf gemütliche Berge, die mir als Hügel fast erscheinen. An ihnen kann meine Sehnsucht sich nicht halten. Zwischen mir und der Weite dehnt sich in der Tiefe ein Nebelmeer, das die ganze bewohnte Erde verdeckt und nur die höchsten Spitzen in die Sonne ragen läßt. Ich stehe am Gestade der Unendlichkeit — ein Beter.

Mein Sinnen gleitet durch das wolkenlose Firmament hinein in die Unermeßlichkeit. Draußen, fern am Horizonte des Erlebens erblicke ich einen Berg, wie ihn mein Traum sich als Formvollendung erdachte. Dort kommt die Tat zu ihrem Recht. Wie gleißest du ins ebene Land hinaus, du weißer Berg!

All mein Wünschen eilt durch den Aether zu dir; nichts, das mich hemmen könnte unterwegs, nichts, auf dem Form und Kampf in Vollendung ruhen wie bei dir, Weißhorn von Zermatt. Deine Wände fallen eisdurchzogen, fast lotrecht in die

blauschillernden Tiefen, dein Gipfel hebt sich wie die glühende Spitze eines Turmes ins Luftmeer, und auf deinen Graten wandert des Menschen geknechtetes Herz zur Reinheit.

Der kleinen Berge Ränke sind klein wie sie. In Nebel, Geröll und nassen, steilen Grashängen führen sie irre! Aber dein Kampf ist groß wie du bist, Immaculata, deiner weißen Gwächten leuchtende Kantentlinien locken mich in deine Reiche, um in den Bogen deiner Vollendung ein kleines, erlöstes Glied zu werden.

Einsamkeit.

Vor mir liegt eine weite, graue Dede. Ein Nebelflor verhüllt die Bergwelt mit undurchdringlichem Schleier. Ich scheine in eine endlose Leere hinaus zu wandern.

Und dennoch. Ein Bach rauscht. Ein Stein fällt. Ich stoße auf undeutliche Spuren meines Hüttenweges. Ob mir freischt ein Vogel ängstlich im undurchsichtigen Flor. So fühle ich mich nicht allein. Es ist, als ob alle diese Geräusche hinter einem Vorhang laut würden. Mit einer Handbewegung meine ich das ganze Geheimnis lüften zu können, um mit einem Mal all das zu sehen, was in seiner Wanderlust, in seinem Lebensdurst nicht schweigen kann. Vor mir liegt nun der vorher verborgene Weg und läßt mich die Ziele sehen, denen er entgegenstrebt.

Auch im Leben ging ich oft durch ein Meer von Leere. Und doch mag ich nicht immer einsam wandern. Hier nimm die Hand eines Freundes! Dort winkt dir die Liebe! Und wenn ich herbeieile, greife ich so oft ins Nichts. Dann fühle ich mich zurückgestoßen zu meiner Einsamkeit, und ich weiß nicht, soll ich sie nun hassen oder lieben!

Wenn ich durch dichtesten Nebel in den Bergen wandere, so weiß ich, daß ob mir die Sonne scheint, und ich hoffe darum froh.

Morgen oder doch bald wieder leuchten blaue Tage und funkelnde Nächte!

Aber auch im Gang durchs Leben will ich an meinen Brüdern nicht vorbeigehen, sondern weitersuchen. Trotz vielen Enttäuschungen.

Das Dasein besteht aus vielen Begegnungen, die ihm Inhalt geben. Eine Ge-

stalt taucht auf. Man möchte nach ihr haschen, doch sie entschwindet wieder. In leichtem Schmerz oder mit einem Lächeln zehrt man an der Erinnerung. Sie hilft mit, freudig weiter durchs Leben zu wandern.

Und dennoch! Einmal, einmal muß ich dich festhalten, dich bitten mit mir durch die Tage zu gehen, einmal, wenn ich dich finde.

Herbsttag.

Blauer Herbsttag im Hochtale. Dürre, letzte Blätter rauschen und fallen hier und da.

Heute ist unserer Bergfahrten Ende für diesen sonnenreichen Sommer. Nun noch ein leichter Paß zum Bummeln und Genießen, zum Uberschauen der gemachten Touren, bevor wir in die Stadt zurückkehren.

Gemütlich schlendernd trinken wir die Bracht, einen ganzen Tag lang, wandern

auf hoher Alp an einem einsamen Kapellenchen vorbei, machen die hundert Bogen des Weges mit, um möglichst lange nicht den Talboden zu erreichen. Schließlich sinkt der Abend über großschimmernde Berge, und schon ist der Mond aufgegangen, als wir auf holprigem Pfade der Bahnstation zueilen.

Jetzt die Landstraße! Laute, denen wir uns entwöhnt hatten, dringen an unser Ohr. Ein dumpfes Rasseln, ein schwarzes Ungetüm faucht vorbei — der Zug. Die Fabrik ist aus, Velos, Autos sausen heran.

Weit oben, unwirklich fern, vom Mondlicht übergossen, liegen erhabene Gipfelgestalten im Bergfrieden, fern von Kultur, fern vom Geräusch der Welt.

Jetzt wende ich mich vom Wanderleben wieder zu meinem zweiten, andern, doch dort oben auf den Höhen liegt meines Daseins besserer Teil.

Lenzritt.

Mittelalterliche Novelle von Konrad Falke, Feldbach.

Als die blonde Hildegard im Reise-gewand den langen, weißen Klostersgang hinabschritt, der zu ihrer Linken mit dunkelgebohrten Lürzrahmen abgestuft, zur Rechten von eingemischten Fenstern durchbrochen war, erinnerte sie sich kurz daran, daß sie drei volle Jahre in diesem steinernen Frieden zugebracht hatte. Noch fast ein Kind, war sie seinerzeit von ihrem Vater, der gegen seine Burg ein kaiserliches Ungewitter herannahen fühlte, in den Schutz dieser geweihten Mauern geflüchtet worden; und gern hatte sie sich aus der Welt in die Stille der Zellen zurückgezogen, wie deren jede der schweren braunen Türen eine verschloß, und hatte sich im Verkehr mit gleichaltrigen Gespielinnen langsam auf sich selbst besonnen. Nun aber lockte sie mehr das lenzfreudige Licht, das von draußen bündelweise durch jede Fensteröffnung eindrang und ihr jedesmal im Vorbeigehen süß wärmend die Wange liebkoste; sie hörte auch, ohne deshalb den Blick zu wenden, das ungeduldige Scharren von Pferdehufen aus dem Hof heraufhallen, und spürte, wie ihr Herz, früherer Zeiten ein-

gedenk, schneller zu klopfen begann; und als sie endlich, am Ende des Ganges angelangt, nach bescheidenem Anpochen und kurzem Horchen auf einen Ruf von drinnen die Klinke der etwas größeren Einzeltüre herabdrückte, befand sich ihr junges Blut in einer solchen Verwirrung, daß sie, kaum eingetreten, die Türe lautlos hinter sich schloß und, beschämt wie eine, die ihre Fahnenflucht eingestehen will, nur einen schüchternen Blick nach dem Fenster zu werfen wagte, wo die Aebtissin an ihrem Tische saß und mit männlicher Entschiedenheit den weißen Federkiel über ein vor ihr liegendes Pergament führte.

Das war das strenge Gemach, vor dem sie sich alle stets gefürchtet hatten, weil sie in ihm nie etwas anderes als Vorwürfe und Ermahnungen zu hören bekamen. Hildegard stand mit gesenktem Haupte und purpurnen Wangen da, bis die Aebtissin, die ihre Zöglinge jedesmal warten ließ, sich erheben würde: sie überlegte nicht, daß hinter ihr aus allen Zellen die Freundinnen hervorgeeilt waren, um draußen am Schlüsselloch —